

Varujan Vosganian: Das Buch des Flüsterns

Kapitel sieben und acht

Übersetzung: Ernest Wichner

Zsolnay Verlag, Wien, 2013

Sieben

Vergreift euch nicht an ihren Frauen, hatte Armen Garo gesagt. Auch nicht an den Kindern.

Sie waren einzeln, einer nach dem anderen gekommen und hatten sich am Sitz der Zeitung *Djagadamard* in Konstantinopel versammelt, alle Mitglieder der Spezialmission. Man hatte sie mit Bedacht ausgewählt. Letztlich waren nur diejenigen in die Gruppe aufgenommen worden, die schon einmal aus eigenem Antrieb oder in organisierter Form an verdeckten Aktionen teilgenommen hatten. Ich kann nur solchen vertrauen, die bereits getötet haben, hatte Armen Garo beschlossen. Sie erhielten die Fotos derer, die sie in ihren Verstecken aufstöbern sollten. Und die Verstecke konnten sich überall befinden, in Berlin und Rom ebenso wie in den Steppen von Zentralasien. Talaat Pascha, der Innenminister, breitschultrig und mit einem dicken, gedrungenen Hals, hatte einen kräftigen Körper, und sein Kopf mit dem eckigen Kinn und den Kiefern, die jenen eines reißenden Tieres ähnelten, wirkte wie die Verlängerung der stattlichen Brust. Und die Hände im unteren Teil des Fotos, doppelt so groß wie die eines gewöhnlichen Menschen, verrieten seine Aggressivität. An seiner Seite, fragil und mit feinen Zügen, seine Frau in einem weißen Kleid und mit einem aus Spitzen nach europäischer Mode gearbeiteten Hut, sehr anders als der Fes des Paschas. Dann Enver, kleinwüchsig, allein durch die Absätze seiner Stiefel etwas emporgehoben. Ein hoffärtiger Blick und dünne Finger, die an den Schnurrbartspitzen liegen; er ist stolz auf die Litzen eines militärischen Kommandanten, die er im Überfluss auf den Schultern und auf der schmalen Brust trägt. Sie sollten seine mehr als bescheidene Herkunft als Sohn einer Mutter verschleiern, die sich zu seiner Erziehung eines der im gesamten

Imperium am meisten verachteten Berufe hatte hin geben müssen, dem einer Leichenwäscherin. Auf einem der Fotos umfing sein dünner, besitzergreifender und zugleich schüchterner Arm die zarte Taille seiner Frau Nadjeh, die eine Prinzessin aus dem herrschaftlichen Harem, somit eine Tochter des Sultans war. Und auf einem anderen Foto versuchte Enver, der Sohn der Leichenwäscherin und Schwiegersohn des Sultans, draufgängerisch zu wirken, erstarrt zwischen den Porträts seiner Idole Napoleon und Friedrich der Große. Djemal Pascha war in diesem kriegerischen Triumvirat eine Art Lepidus. Hätte er nicht die Epauletten eines Marineministers getragen, so wäre er mit seinem durchschnittlichen Gesicht wahrscheinlich ganz unauffällig geblieben, wiewohl er sich alle Mühe gab, mit der Brutalität von Talaat und dem würdeheischenden Stolz Envers Schritt zu halten. Dann Dr. Nazîm und Behaeddin Şakir, die Ideologen der Vereinigungs- und Fortschrittspartei, die auf die Idee gekommen waren, die Kriminellen freizulassen und in Einheiten der Armee einzugliedern. Diese hatten dann die Armenierkonvois bewacht und an den Wegscheiden niedergemetzelt. Wir wissen nicht, wie hübsch ihre Frauen waren, sie waren rundlich und hatten schwarzes Haar, aber ihre Züge sind nicht recht zu erkennen, denn die einzigen Fotografien, die uns aus ihren jüngeren Jahren vorliegen, zeigen sie mit verschleiertem Gesicht, wie sie an den Särgen ihrer Männer weinen, nachdem die richtende Gruppe ihre Mission erfüllt hatte. Und die anderen, Djemal Azmi, der Präfekt von Trapezunt, Bahbud Khan Djivanşir ... Armen Garo hielt die Fotografien von Talaat und Enver zusammen mit ihren Frauen hoch. Und schaute der Reihe nach alle an: Solomon Tehlirian, Aram Yerkanian, Arşavir Şiraghian, Hraci Papazian, Misak Torlakian.

Ihre Frauen tötet ihr nicht, wiederholte er. Und auch nicht ihre Kinder.

Vor allen anderen haben sie unseren Dichter ermordet, sagte Şavarş Misakian. Der Sitz der Zeitung war wie durch ein Wunder der Zerstörung entgangen. Außerdem hatten alle Armenier der Hauptstadt nach dem am 24. April 1915 begonnenen Gemetzel, als Hunderte armenische Intellektuelle verhaftet und die meisten von ihnen ermordet worden waren, die Rücknahme der Deportationsanordnung für ein Wunder gehalten. Sie sollten das Schicksal aller anderen armenischen Gemeinden teilen, aus ihren Häusern geworfen und aller

Güter beraubt werden, und dieses Schicksal sollte sie sogar noch härter treffen, denn im Unterschied zu den Armeniern aus Van, Sivas oder Adana mussten sie in ihren Konvois die gesamte anatolische Hochebene zu den Wüsten Syriens hin überqueren, und wenn sie nicht von den bewaffneten Kriminellentruppen oder den Nomadenbanden massakriert wurden, verhungerten oder erfroren sie in den weitläufigen improvisierten Zeltlagern und in der Wüste, wo sich die Glut des Tages und der Nachtfrost in gleicher Weise in die Opfer teilten.

Die Zeitung *Azadamard*, das zentrale Presseorgan der Armenischen Revolutionären Föderation, im April 1915 verboten, erschien 1918 unter neuem Namen, der jedoch an den vorherigen erinnerte: *Djagadamard*. Şavarş Misakian war auch früher schon ihr Chefredakteur und soeben zurückgekehrt, um seine Stelle wieder einzunehmen. Er saß abseits in einer Ecke, gehörte nicht zur Spezialmission, aber er verfügte über eine Autorität, die Armen Garo und Şahan Natali nützlich war. Eine Autorität, die ihm nicht seine Statur verlieh, im Gegenteil, seine linke Schulter hing herab und sein Kopf stand schief, er wirkte alles andere denn imponierend. Seine Behinderung aber beeindruckte die anderen, denn sie erinnerte an die Widerstandskraft, mit der er allen Torturen im Militärgefängnis getrotzt hatte, in das er im März 1916 eingekerkert worden war und wo er sich einige Monate später den Händen seiner Folterer entriss und vom dritten Stockwerk in den Innenhof stürzte. Er hatte seine schweren Verletzungen überlebt und war am 27. November 1918, als die Hauptstadt von den Alliierten Truppen besetzt wurde, befreit worden, aber sein Leib mit den zerschmetterten Knochen hatte die schiefe Einrichtung der Welt auf sich genommen und erinnerte alle daran, dass er sich von der Todesangst befreit hatte.

Ihre Feinde wussten, dass sie zunächst ihren Dichter umbringen mussten, wenn sie die Armenier auch als Volk vernichten wollten. Bei einem unterdrückten und bedrohten Volk wird der Dichter zum Anführer. Daniel Varujan war mit den anderen Intellektuellen am 24. April 1915 verhaftet worden. Man hatte ihn an einen Baum gebunden und gesteinigt, dann überließ man seinen Leichnam den Tieren als Beute und den Nachtgeistern. Einige Legenden erzählen, er sei am Leben, und während des Brandes von Smirna, erzählten einige, hätten sie einen Moment lang sein Gesicht in den brennenden Spiegeln gesehen. Das einzige, was ich an diesen Legenden über die Auferstehung des Daniel Varujan überprüfen konnte, ist, dass

man zwar den Ort seiner Leiden kennt – an einen Baumstamm gefesselt, somit an ein lebendiges Kreuz –, nicht aber den Ort, an dem sein Grab sein könnte. Da man den Beweis für seinen Tod besitzt, sogar den Namen seines Henkers kennt, Oguz Bey, Vorsteher von Ceanguiri, aber keine Kenntnis über sein Grab hat, können wir uns vom Gedanken seiner Auferstehung verführen lassen.

Andere aus der Gruppe der am 24. April Verhafteten, beispielsweise die beiden Parlamentsmitglieder, der Abgeordnete aus Konstantinopel, Krikor Zohrab, und der aus Erzerum, Vartkes Seringulian, gelangten bis in die syrischen Wüsten nach Urfa, dann nach Aleppo. Von diesen berichtet Rößler, der deutsche Konsul in Aleppo, in einem Brief an den deutschen Botschafter Wangenheim: »Zohrab und Vartkes Effendi befinden sich in Aleppo als Teil eines Konvois mit dem Ziel Diyarbakir. Dies bedeutet für sie den sicheren Tod: Zohrab ist herzkrank, und Vartkes' Frau hat soeben entbunden.« Über die Verbrechen während der Kindheit meiner Großeltern habe ich vieles erfahren, und zwar nicht aus den Berichten der Überlebenden, sondern vor allem aus den Angebereien der Mörder. Welch ein Unterschied zwischen der Scheu der Sterbenden und dem Hochmut der Täter ... So erfahren wir, dass sie mit Bajonetten aufgeschlitzt wurde, Vartkes' Hirn von Gewehrschüssen zerspritzt und Zohrabs Kopf mit Steinen zerschmettert wurde. Ihre Leiber wurden anschließend in Stücke gehackt und liegen gelassen. Hätte sich jemand noch die Mühe gemacht, die vielen Toten jener Tage zu beerdigen, so hätte er sie aus den zerstückelten Körperteilen nicht mehr identifizieren können.

Aber die Welt schreitet voran. Der Ort, an dem Daniel Varujan ermordet wurde, heißt Tuna. Bevor er von den anderen weggebracht wurde, hatte der Dichter gesagt: Kümmert euch um meinen Sohn, der eben geboren wurde. Er möge auf den Namen Varujan getauft werden. Wir werden ihn rächen, ihn und die anderen, sagte Armen Garo und schaute Şavarş Misakian an. Eben deshalb sollt ihr ihre Frauen und Kinder schonen. Wir sind keine Todesfurien und auch keine Frauenmörder.

Sie saßen im ersten Kreis. Armen hat recht, sagte Şavarş Misakian. Folgt dem Beispiel von General Dro.

Damals war Dro noch nicht General. Im Februar 1905, als in Baku die Massaker begannen und drei Tage lang anhielten, war er erst einundzwanzig Jahre alt. Ein paar tausend Armenier sind damals von tatarischen Banden umgebracht worden.

Und Prinz Nakaschidze, der Gouverneur des Zaren, obwohl vorgewarnt und die verzweifelten Hilferufe der armenischen Bevölkerung sehr wohl vernehmend, hat nichts zu deren Schutz unternommen, sondern den Angreifern Waffen geliefert. Daraufhin hat das Zentralkomitee der Revolutionären Armenischen Föderation dem Generalgouverneur Nakaschidze mitgeteilt, dass es ihn zum Tode verurteilt habe. Der junge Drastamat Kanayan, dem wir schon unter dem Namen General Dro begegnet sind, wurde beauftragt, das Urteil zu vollstrecken.

Am festgesetzten Tag wartete Dro in einer engen Gasse, wo die Garde berittener Kosaken die Prinzenkutsche nicht abschirmen konnte, auf den Prinzen und sein Gefolge. Die Bombe steckte in einem Säckchen und war mit Weintrauben bedeckt. Als er jedoch sah, dass der Prinz von seiner Frau begleitet wurde, zögerte er und verzichtete schließlich auf die Tat, begnügte sich lediglich damit, sie beim Vorbeifahren zu betrachten. Er wartete bis zum Abend. Bei der Rückfahrt befand sich nur der Prinz in der Kutsche. Als der Konvoi auf seiner Höhe angelangt war, warf Dro den Sack in die Kalesche und rannte davon. Die Explosion war gewaltig. Mit Nakaschidze wurden auch mehrere Reiter der Gouverneursgarde zerfetzt. Dro nutzte die Panik aus und verschwand, und noch in der gleichen Nacht brachten ihn ein paar Kameraden über die türkische Grenze. Wo er neun Jahre lang blieb, bis zum Ausbruch des Krieges.

Aber damals konnte sich Dro noch überhaupt nicht vorstellen, was geschehen würde, sagte Arşavir Şiraghian.

Das konnte sich niemand vorstellen. Die Führer der Armenier unterstützten die Jungtürken, damit sie an die Macht kämen, sie meinten, diese würden die Übergriffe des blutrünstigen Sultans Abdul Hamid beenden. Vartkes Effendi, der künftige Abgeordnete aus Erzerum, hatte während der Konterrevolution Halil Bey in seiner Wohnung versteckt, den gleichen, der einige Zeit später seine Tötung anordnen sollte. Und, traurige Ironie des Schicksals, wenn Dro der Meinung war, eine Frau müsse nicht für die Sünden ihres Mannes bezahlen, so sollte Stalin dreißig Jahre später in Omsk die Ermordung von Dros Frau anordnen, zusammen mit einem seiner Söhne sollte sie für die Taten ihres Mannes bezahlen.

In Trapezunt, so Misak Torlakian, wurden ein paar hundert Frauen zusammen mit ihren Kindern und den Alten, die nicht mehr gehen konnten, auf Flachkähne verladen

und aufs Meer hinaus gefahren. In all ihrem Elend freuten sich die Frauen, als man ihnen sagte, sie würden einen Teil der Strecke auf dem Wasser zurücklegen, und fühlten sich einer zusätzlichen Mühe enthoben. Aber am nächsten Tag kamen die Kähne leer zurück. Man hatte die Frauen im Meer ertränkt. Das gleiche geschah in Unieh, in Ordu, in Tripolis, in Kerasunt und in Rize.

Aus meinem Dorf, Ghiuşana, ist keine einzige Frau mit den Konvois bis nach Mekene, nach Rakka, Ras-ul-Ain oder Deir-ez-Zor gelangt, was nichts anderes heißt, als dass sie alle unterwegs gestorben sind, verhungert, erschossen oder erstochen.

Im Wilajet Kharput, sagte Solomon Tehlirian, wurden im Juni die Notabeln umgebracht, dann hat man in den Städten und Dörfern die Männer ausgehoben. Die Konvois wurden nur mit Frauen, Alten und Kindern gebildet. In Arabkir wurden die Frauen in Kähne verfrachtet und ertränkt. Die Kinder aus dem deutschen Waisenhaus sind im nahegelegenen See ertränkt worden. Die Frauen aus Mesne, die nach Urfa aufgebrochen waren, sind unterwegs umgebracht und in den Fluss geworfen worden. Auf der Straße zwischen Sivas und Kharput lagen die Leiber der verstümmelten und massakrierten Frauen monatelang an den Wegrändern und in den Schluchten. Es waren zu viele, als dass sie hätten beerdigt werden können. Ihre Skelette waren auch in der ersten Jahreshälfte 1916 noch zu sehen. Von beinahe zweihunderttausend Seelen, die die Konvois zählten, gelangte lediglich ein Zehntel bis nach Ras-ul-Ain und Deir-ez-Zor.

Die ersten Frauen, die nach Meskene, Rakka und Deir-ez-Zor gelangten, so Aram Yerkanian, waren die Leichen, die im Euphrat schwammen. Während des ganzen Juni 1915 bedeckten aufgedunsene Leichen den Euphrat, Köpfe, Arme, Hände und Beine. Ein Durcheinander. Das Wasser des Stromes war rötlich, alles sah so aus, als wäre eben damals der Tod geboren worden.

Der Kreis derer, die Zeugnis ablegten, weitete sich.

Immerzu gibt es Leichen im Euphrat, teilte Rößler mit, deutscher Konsul in Aleppo. Und immer sind die Körper in der gleichen Weise gefesselt, je zwei Rücken an Rücken. Dies beweist, dass es sich nicht um zufällige Hinrichtungen handelt, sondern um einen groß angelegten Vernichtungsplan der Behörden. Die Leichen

werden den Strom hinab getrieben, und es sind immer mehr. Vor allem Frauen und Kinder.

Über sechshundert Armenier, hatte Holstein, der deutsche Konsul in Mosul, gesagt, vor allem die aus Diarbekir vertriebenen Frauen und Kinder sind während der Transporte auf dem Tigris ermordet worden. Gestern sind die Flachkähne leer in Mosul angekommen. Seit einigen Tagen schwimmen Leichen und menschliche Gliedmaßen im Fluß. Es sind noch weitere Konvois unterwegs, und wahrscheinlich erwartet diese das gleiche Schicksal.

Durch Aleppo ziehen seit Anfang Mai Konvois mit Tausenden Menschen, hatte Guys, der ehemalige Konsul Frankreichs, mitgeteilt. Nach zwei- bis dreitägigem Aufenthalt an extra dafür eingerichteten Stellen erhalten diese Unglücklichen, größtenteils Frauen und Kinder, den Befehl, Richtung Idlib, Mâna, Rakka, Deir-ez-Zor, Ras-ul-Ain, in die Wüsten Mesopotamiens aufzubrechen, an Orte, die unserer Überzeugung nach als deren Grabstätten gedacht sind.

Tausende armenische Witwen aus dem Wilajet Van, so Jackson, der amerikanische Konsul in Aleppo, nähern sich, ohne einen einzigen erwachsenen Mann als Begleiter der Stadt Aleppo; sie sind halb nackt und befinden sich in einem elenden Zustand. Wie die zehn bis zwanzig bisher schon hier durchgekommenen Gruppen bestehen auch diese aus fünfhundert bis dreitausend Personen und führen Kinder in unbeschreiblichem Elend mit sich.

Und wiederum Rößler: Hinsichtlich der Armenier aus Kharput wurde mir berichtet, dass in einem südlich der Stadt gelegenen Dorf die Männer von den Frauen getrennt wurden. Die Männer wurden niedergemetzelt und zu beiden Seiten des Weges, den die Frauen zu gehen hatten, liegen gelassen.

Man könnte glauben, so Aram Andonian, der die Zeugnisse der Überlebenden gesammelt hat, es habe die paar hundert Kinder des Waisenhauses in Deir-ez-Zor nie gegeben. Erst gegen Ende und am Ziel des Weges glaubten die Autoritäten, die Lösung für ein Problem gefunden zu haben, das bis dahin unlösbar schien: Wie tötet man, ohne dass die Leiber der Toten zurückbleiben. Nicht etwa weil sie sich in irgendeiner Weise schuldig fühlten, sondern weil die Hunderttausende zerteilten Leiber mit schwarz gewordener Haut über den Knochen, die im Wasser trieben oder auf dem Grund der Schluchten lagen, jenseits der Tatsache, dass ihr Anblick

die nachkommenden Konvois deprimierte und auf den Tod vorbereitete, auch den Verkehr auf den Straßen und in den Eisenbahnen behinderte, ihr schweres gelbe Miasma verpestete die Luft, auch protestierten die Araber, die das verseuchte Wasser der Flüsse nicht mehr als Trinkwasser benutzen konnten. Um all diese Unzulänglichkeiten zu vermeiden, sollte die Tötung der Kinder aus Deir-ez-Zor der perfekte Mord werden.

Die Waisenkinder, in Meskene und den anderen Orten eingesammelt, an denen Flüchtlingslager eingerichtet worden waren, wurden durch die Wüste nach Deir-ez-Zor geleitet. Stellen Sie sich einen Konvoi mit Hunderten von entstellten Kindern vor, zerlumpt und barfuß, wie sie durch die sengende Wüstensonne und den Nachtfrost torkeln und taumeln. Schultern und Rücken voll blutiger Wunden, wuselnde Wundmaden, angetrieben von Reitern, die mit der Peitsche auf sie einschlugen oder mit Stöcken. Die Toten und die Sterbenden wurden auf die Pferdewagen geworfen, die den Konvoi begleiteten. Der Ort, an den sie schließlich gelangten, heißt Abuhahar. Nur noch dreihundert Kinder konnten sich aufrecht halten, alle anderen, die Mehrheit, wurden in den Wagen gefahren. Am Fuße der Berge, welche die Wüste begrenzten, ließen die Soldaten den Konvoi anhalten und die Wagen auf dem nackten Feld entladen. Dann umstellten sie das Lager und warteten auf den Einbruch der Nacht. Und mit dem Abend kamen die Wüstenvögel. Angezogen vom Blutgeruch, dann die einen vom Flug der anderen und zuletzt vom Lärm, dem Krächzen der Rabenvögel und vom schmatzenden Reißen des Fleisches von den Knochen stürzten sich die Adler und Krähen der Wüste auf die Leiber, die keine Kraft mehr hatten, sich zu widersetzen, selbst wenn sie noch lebten. Die Vögel zielten vor allem auf die Augen, auf Wangen und Lippen, die ihnen umso verlockender erschienen, als die Körper geschwächt waren. Zwei Tage lang hatten sich die Vögel, Schwarm um Schwarm über jenem entfleischten Gelände am Fuße der Berge niedergelassen, und die Kinder waren den schwarzen stählernen Schnäbeln und Krallen preisgegeben. Diese Geschichte erzählten entsetzte arabische Nomaden. Und der die Soldaten kommandiert hatte, Hauptmann Rahmeddin, wurde befördert und unerwartet schnell zum Kommandanten der Gendarmerie von Rakka ernannt.

Die anderen Waisen, die krank und hungrig im Waisenhaus von Deir-ez-Zor steckten, wurden an einem eisigen Dezembertag auf Wagen verladen. Die

Sterbenden wurden in den Euphrat geworfen; der Strom, strudelnd und reißend zu dieser Jahreszeit, verschlang die ausgetrockneten Körper sogleich. Nach einem zwölfstündigen Weg durch die Wüste ohne die geringste Nahrung oder Wasser fand der Kommandant des Konvois, von dem wir wissen, dass er Abdullah hieß, sich aber gerne Abdullah Pascha nennen ließ, drei verschiedene Weisen, die Kinder zu ermorden. Doch weil er in den Blicken der Soldaten ein gewisses Zögern verspürte, packte er einen zweijährigen Knaben und zeigte ihn seinen Leuten: Selbst dieses kleine Kind, sagte er, muss wie alle anderen dieses Alters ohne Mitleid umgebracht werden. Denn sonst kommt der Tag, an dem es sich erheben und diejenigen suchen wird, die seine Eltern umgebracht haben. Er wird sich rächen wollen. Das ist der Hundesohn, der uns eines Tages suchen wird, um uns umzubringen! Und er wirbelte ihn ein paarmal in der Luft herum, schleuderte ihn wütend auf die Steine und zerschmetterte ihn, noch ehe dieser einmal stöhnen konnte.

Einen Teil der Wagen stellten sie nebeneinander im Kreis auf, packten so viele Kinder darauf, wie sie irgend fassen konnten, zogen einen Wagen voller Sprengstoff in die Mitte und ließen sie durch die Detonation zerfetzen, verwandelten sie schlicht und einfach in Russ. Die nicht mehr gehen konnten, legten sie auf den Boden, streuten trockenes, petroleumgetränktes Gras über sie und zündeten es an. Und die anderen, die die Wagen nicht mehr hatten fassen können, trieben sie in die Höhlen, in deren Eingängen Holz und Gräser lagen. Sie setzten sie in Brand und erstickten die Kinder, ihre Leiber blieben blau und verkohlt auf dem Grund der Höhlen liegen.

Aber selbst das gelungenste Verbrechen kann nicht vollkommen perfekt sein. Ein Mädchen namens Anna hatte sich in der Ausbuchtung einer Höhle verkrochen, wo es dank eines Risses im Gebirgsgestein ein bißchen frische Luft atmen konnte. So hat sie überlebt, und als nach einem Tag und einer Nacht das Feuer erloschen war, ging sie hinaus. Sie irrte einige Wochen lang umher, bis sie nach Urfa gelangte, fand dort ein paar geflohene Armenier und erzählte ihnen von der Ermordung der Kinder.

Und aus dem dritten Kreis vernimmt man die Stimme von Djemal Pascha.

Der Marineminister ist alarmiert von der Zahl der Leichen, die im Euphrat treiben. Und dann auch empört, dass die Routen der Konvois den Eisenbahnverkehr stören könnten. Nun begriffen die türkischen Autoritäten, dass ihr Vernichtungssystem, so

gut es auch ausgedacht gewesen sein mochte, einen Fehler aufwies: Die Leichen der Ermordeten blieben zurück. Ein Mangel, den Reşid Pascha, Präfekt von Diarbekir, mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu beheben suchte:

Der Euphrat hat mit unserem Wilajet nicht das Geringste zu tun. Die Leichen, die darin treiben, stammen wahrscheinlich aus den Wilajeten Erzerum und Kharput. Die hier sterben, werden auf den Grund der Höhlen geworfen oder, wie es zumeist geschieht, mit Petroleum übergossen und verbrannt. Selten nur findet sich Platz genug, sie zu begraben.

Wir kehren zurück in den ersten Kreis.

Ihr habt die Orte nicht gesehen, an denen die Konvois zusammentrafen, sagte Hraci Papazian, oder, genauer, was von ihnen noch übrig geblieben war. In Deir-ez-Zor. Tausende aus Lumpen aufgebaute Zelte. Frauen und nackte Kinder, die der Hunger schon so geschwächt hatte, dass ihr Magen keine Nahrung mehr annahm. Um keine Zeit zu verlieren, warfen die Totengräber die Leichen und die Sterbenden zusammen auf ihre Karren. Die Lebenden legten nachts vor Kälte Leichen über sich, um sich zu wärmen. Das Beste, was einer Mutter geschehen konnte, war, dass ein Beduine auftauchte, ihr das Kind abnahm und es damit aus diesem gewaltigen Massengrab rettete. Die Ruhr hatte die Luft verpestet. Hunde wühlten mit ihren Schnauzen in den aufgeplatzten Bauchhöhlen der Toten. Allein im Oktober 1915 zogen über vierzigtausend von Soldaten bewachte Frauen durch Ras-ul-Ain, kein einziger Mann, der noch einigermaßen bei Kräften gewesen wäre, befand sich unter ihnen. Der Kreuzweg der Märtyrerfrauen. Entlang der Bahnlinie war die Straße übersät mit den Leichen vergewaltigter und danach aufgeschlitzter Frauen.

Von 1 850 000 Armeniern, die im Osmanischen Reich gelebt hatten, sind etwa 1 400 000 deportiert worden, berichtete der Theologe Johannes Lepsius. Von den anderen 450 000 wurden etwa 200 000 von der Deportation verschont, vor allem die Bevölkerung von Konstantinopel, Smirna und Aleppo. Der Vormarsch der russischen Truppen rettete weiteren 250 000 Personen das Leben, die ins russische Armenien flohen. Ein Teil von ihnen starb dort an Typhus oder Hungers. Die anderen hatten ihr Leben gerettet, aber ihre Herkunftsorte für immer verloren. Von den beinahe 1,5 Millionen deportierter Armenier gelangten lediglich zehn Prozent an den Endpunkt

der Konvois, nach Deir-ez-Zor. Im August 1916 wurden sie nach Mosul auf den Weg gebracht, aber sie sollten in der Wüste umkommen, vom Sand verschluckt oder in Grotten gepfercht, wo man sie allesamt, Tote und Sterbende, in Brand steckte.

Sie schwiegen. Die Kreise schlossen sich enger um Armen Garo. Er schaute Şahan Natali an, Şavarş Misakian und danach alle anderen. Er nahm die Fotos und reichte sie den im ersten Kreis sitzenden, für jede Mission das passende.

Und trotzdem, wiederholte er müde, bringt keine Frauen und Kinder um.

Acht

Von den vielen realen Personen werden Sie auch einige in den Geschichtsbüchern wiederfinden, andere aber gibt es nur *im Buch des Flüsterns*. Obwohl es meistens von der Vergangenheit erzählt, ist dieses Buch kein Geschichtsbuch, denn in den Geschichtsbüchern wird hauptsächlich von den Siegern berichtet; dieses ist viel eher eine Sammlung von Psalmen, denn es erzählt von den Besiegten. Und unter den Personen des Buches gibt es auch eine, die nicht existiert hat, doch diesem Umstand zum Trotz oder gerade deshalb trägt diese Person sogar einen Namen: Sie heißt Yusuf. Dieser Yusuf war nichts anderes als ein Leihname, und seinen Träger gibt es nur deshalb im *Buch des Flüsterns* – wiewohl er nicht zur Konstruktion des Buches gehörte –, weil er der Schlüssel zu der Tür ist, an der in jener Randzeit der kahlen, mit den Fingernägeln aufgekratzten Wände, der aufgerissenen Fußböden und den wie Maulwurfshügel aufgeworfenen Erdhaufen am meisten geweint wurde. Unordentlich war die Erde aufgeworfen worden, wie es häufig bei eilig angelegten Gräbern vorkommt. Und die am hastigsten eingerichteten Gräber sind die Massengräber.

Die Lebenden und die Toten gehören dem Himmel an und der Erde. Allein die Sterbenden gehören ganz und gar dem Tod an. Dieser wandelt unter ihnen einher, gibt sich geradezu sanftmütig; todgeweiht zu sein, ist ein Zustand, bei dem der Tod sich vorsieht, ihn nicht zu bald zu entscheiden. Es ist sein frischer Hafer. Moribund zu sein, ist eine Initiation in den Tod. Von Mamura bis nach Deir-ez-Zor, über eine Distanz von mehr als dreihundert Kilometern hat ein ganzes Volk die Siebenkreise durchschritten, den Weg der Initiation in den Tod. Und an dessen Ende traf Sahag Şeitania auf Yusuf.

MAMURA. DER ERSTE KREIS. Der Weg zog sich schnurgerade neben der Bahnlinie hin. Die Konvois mit den an unterschiedlichen Orten zusammengetriebenen Armeniern, aus dem europäischen Anatolien, aus Smirna, Izmid oder Adrianopolis, aus dem Wilajeten des westlichen Anatolien, Trapezunt, Erzerum oder Kharput betraten den ersten Kreis zu Fuß. Von weitem gesehen, wirkten sie, eng aneinander gedrängt und

die Köpfe geneigt, wie Pilger. Nur dass Pilger von ihrem Glauben geleitet und nicht von Soldaten angetrieben werden, die Nüstern der Pferde im Nacken haben oder bei Ausbruchsversuchen mit Peitschenhieben zurück in den Konvoi gescheucht werden. Sahag Şeitanians Familie bestand aus fünf Personen, der Großmutter, den Eltern, ihm selbst und seiner kleineren Schwester. Die anderen beiden Kinder, schon etwas größer, waren heimlich nach Konstantinopel geschickt worden. Seine Mutter Hermine war eine zähe Frau. Sie hielt sich noch gut auf den Beinen, umfasste ihre Kinder mit den Armen und ging stets den geraden Weg in der Mitte des Konvois, um sie vor den Hufen der Pferde zu beschützen. Auch um ihnen den Anblick der Leichen am Wegrand zu ersparen, die von Krähen zerrupft wurden. Sie hatten ein bißchen Geld dabei, das Rupen, der Vater, unter seinem Hemd verborgen hielt. Mit einem Teil des Geldes hatten sie eine Art Fahrkarte erwerben können, vielmehr sich die Gunst des Bahnvorstehers von Izmid erkaufte, sind in den Zug gestiegen und haben die Strecke Eşçişer–Konya–Bizanti–Adana bis zur Hälfte des Wegs nach Mamura zurückgelegt, wo der Zug auf Befehl der Armee, die die Gleise blockiert hatte, anhalten musste. Aber dass hier der Zug angehalten wurde, wenngleich die Pfade über felsiges Gebiet oder durch die hitzestarrende Ebene beschwerlich waren, hatte ihnen das Leben gerettet, denn die Viehwaggonen, in die man sie gesteckt hatte, waren viel zu eng, die Lebensmittel erschöpft, und Wasser hatte ihnen niemand gegeben. Die in den Waggonen zurückgebliebenen Toten waren solche, die eben ihre Seele ausgehaucht hatten, denn alle unterwegs Gestorbenen waren während der Fahrt aus den Waggonen geworfen worden.

Also hatten sie zweimal Glück gehabt. Das erste Mal, weil sie nicht Hunderte Kilometer zu Fuß zurücklegen hatten müssen, und zum Zweiten, weil man sie just in dem Augenblick aus den Waggonen geholt hat, als sie alle zu sterben drohten. Aber die meisten von ihnen, vor allem die Konvois aus den westlichen Wilajeten, hatten diese Möglichkeit nicht. Sie haben den ganzen Weg zu Fuß zurückgelegt; einige von ihnen, die Wohlhabenderen, hatten sich Wagen und Maulesel besorgen können. Aufgrund von Erschöpfung, Kälte, Hunger, der Ausplünderungen und Gemetzeln starben von eineinhalb Millionen Deportierten etwa eine halbe Million, bevor sie den Rand des ersten Kreises erreicht hatten. Denen noch diejenigen hinzuzuzählen sind,

die dort ankamen, aber nicht auf den eigenen Beinen, sondern angeschwemmt von den Wassern des Tigris und des Euphrat.

Ab und zu versuchten kleinere Gruppen, sich der Bahnlinie zu nähern, aber sie wurden stets zurück ins Lager gescheucht. Letztlich aber bedrohten die Soldaten sie nicht mehr und ließen sie ihre Arbeit verrichten. Denn nun handelte es sich um die, welche von Zelt zu Zelt gingen und den Leuten darin halfen, ihre Toten wegzutragen. Und damit die Toten nicht völlig alleine blieben, wurden sie nebeneinander hingelegt, als ihre Zahl jedoch stetig zunahm, wurden sie übereinander gelegt, so dass der Tod Hügel entstehen ließ, die wie Wachtürme das Lager umringten. Die Tiere keuchten vor Hunger und aufgrund des Leichengestanks, es waren vor allem Maultiere, an Wagen gespannt oder den Hausrat in Quersäcken auf großen Lastsätteln tragend; sie hatten sich als widerstandsfähiger erwiesen, die Pferde waren verdurstet oder hatten sich auf den steilen Gebirgspfaden die Schienbeine gebrochen. Die Hunde hielten sich beiseite, sie erkannten in den Augen der Menschen den gleichen Hunger und die gleiche Hatz, warteten mit den Krähenschwärmen geduldig auf den Einbruch der Dunkelheit.

Um sich gegenseitig zu wärmen, schliefen sie eng aneinandergedkauert. Tagsüber zogen sie sich aus und spannten die aneinandergebundenen Kleider über sich aus. Sie hatten sich mit einem jungen, frisch verheirateten Paar aus Konya darüber verständigt, sich den Wagen zu teilen, den die Männer reihum mit schoben, um das Maultier zu schonen. Eine Frau hatte sich angeboten, ihre Bettwäsche zusammenzunähen, damit sie besser vor dem Wind bestehen könnte. Sie war mit ihrem Verlobten unterwegs, hatten heiraten wollen, aber die Brautleute waren unterwegs gestorben.

Sahags Mutter hatte zwei Töpfe, in denen sie das Regenwasser auffing. Wenn das Wasser zu Ende war, wischten sie sich mit den Tüchern über die Lippen, die sie über Nacht aufgehängt hatten, damit sie die Taupflüssigkeit auffingen.

Wenn sich die Zelte zu sehr vermehrt hatten und drohten, über die Bahnlinie hinüber zu schwappen, und wenn die Zahl der Leichen derart zugenommen hatte, dass der Todesgestank die Luft zu verpesten drohte, stürmten die berittenen Soldaten durch die Zeltreihen und trieben ein paar Tausend Leute von neuem auf den Weg. Die Zelte brachen unter den Pferdehufen zusammen, und die Menschen

wurden mit Peitschenschlägen an den Rand des Geländes gescheucht. Wenn sie ihre Habseligkeiten nicht schnell genug zusammenpacken und ihr Zelt abbrechen konnten, trieben die Reiter sie zur Eile, indem sie die trockenen Tücher ihrer Zeltdächer in Brand setzten.

Sie waren gegen Ende Oktober dran. Bis zur nächsten Rast hatten sie eine Strecke zurückzulegen, die ein kräftiger Mann in fünf Stunden geschafft hätte, sie aber benötigten dafür zwei Tage.

ISLAHIYE. DER ZWEITE KREIS. Der Weg führte durch das Amanus- Gebirge, über den Kamm, dann ging es einen Fluß entlang abwärts auf Islahiye zu. Mit der Berührung des zweiten Kreises kam auch der erste Schnee. Viele steckten in dünnen Lumpen, und allein der vom Schweiß ins Gewebe eingebackene Staub ließ ihre Kleider etwas dicker wirken und wärmer. Die Decke ließen sie auf dem Maultier liegen und hüllten sich den ganzen Weg über in Leintücher. Den Wagen gaben sie auf, er war zu sperrig für die schmalen Pfade, und die Männer schulterten so viel, wie sie eben noch tragen konnten. Als es ein bißchen wärmer wurde, zerrissen sie ein Leintuch in Streifen und banden sich aneinander, damit keiner in eine Schlucht stürze. Es war ein sauberer Gebirgsweg, und so blieb er auch nach dem Durchzug des Konvois, denn wer geschwächt zu Boden ging, wurde mit Stockschlägen in eine Schlucht gestürzt. Die Großmutter wurde auf dem Maultier mitgeführt, was ihr im Unterschied zu vielen anderen half, den Weg zu überstehen. Diese endeten erschöpft oder stürzten, weil sie sterbend gegen Felsbrocken gelaufen waren. Als sie auf ein flaches Plateau gelangten, wurde der Konvoi von ein paar Dutzend bewaffneten Kurden empfangen. Wie auf ein Zeichen hin blieben die Soldaten zurück und ließen den unbewachten Konvoi weiterziehen. Sie hielten erst verschreckt an, als sie die Reiter sahen, die Flinten und Säbel schwenkend auf sie zu geritten kamen. Dieses Plateau war schmal, hinter ihnen erhoben sich die Berge, auf beiden Seiten gähnten abschüssige Täler und vor ihnen die Reiter. Diese Szene kennen wir aus Hunderten Schilderungen. Verlassene, schutzlose Konvois, mehrheitlich Frauen und Kinder, die sich hilfeschend über das Gelände verstreuen, ohne zu wissen, dass man erst dann zur sicheren Beute der auf Raub und Mord sinnenden Reiter wird, wenn man sich aus der Masse herausgelöst hat. Einmal

waren die Täter extra aus den türkischen Gefängnissen freigelassene und bewaffnete Kriminelle, dann Kurden, Tschetschenen oder Beduinen. Selten nur fielen sie zufällig über die Leute her, meistens waren sie vorher unterrichtet worden, kannten den Zeitraum und die Strecke der Konvois, und die Soldaten hatten die Anweisung, sich zu entfernen und sie ihr Geschäft verrichten zu lassen. Zuweilen sollten sie lediglich ausgeplündert und die jungen Frauen verschleppt werden, häufiger aber wurden sie bis zum letzten Mann niedergemetzelt. Es gab keine Regel, man konnte umgebracht werden, weil man Geld oder Schmuck bei sich hatte, und man konnte umgebracht werden, weil man nichts hatte, was man ihnen hätte geben können. Am ratsamsten war es, sich auf den Boden zu kauern oder flach hinzulegen und sich tot zu stellen. Wenn man das Glück hatte, nicht von den Hufen ihrer Pferde zertreten zu werden, konnte man so lange ausharren, bis die Reiter von ihrer Jagd auf die lebenden Ziele ermüdet waren oder der Abend hereinbrach und sie sich johlend davon machten, die zappelnd sich wehrenden Frauen auf dem Sattel um die Mitte gefasst. Zurück blieb ein von Leichen übersätes Gelände, auf dem sich langsam die wenigen verschreckten Überlebenden wieder erhoben.

Der Verlobte der Frau, mit der sie sich angefreundet hatten, war auch umgebracht worden. Er hatte eine wertlose, aber glänzende Kette am Hals getragen, und der Reiter, der diese in seinen Besitz bringen wollte, machte sich keine Mühe, sondern hieb ihm einfach den Kopf ab. Sie mussten ihn dort liegen lassen, den Tieren zum Fraß.

Die Verwundeten hinter sich her ziehend, erreichten sie erst gegen Morgen die Ebene bei Islahiye. Auf beiden Seiten des Lagereingangs erhob sich ein Leichenhaufen, vor allem mit Kinderleichen. Sie spannten ihre Zelttücher auf. Ihr Essen war beinahe aufgebraucht. Morgens durchpflügten berittene Soldaten die Zeltreihen und warfen aufs Geratewohl Brot über die Zelte. Die Leute stürzten sich darauf, versuchten, je ein Stück zu packen zu und kämpften darum. Gegen Mittag beruhigte sich das Lager, die Menschen schleppten sich unter die Zeltplanen und wachten bei den Sterbenden.

Die Soldaten hielten sich abseits, denn die schwülen Todesgerüche waren nicht angenehm, ja, sie kündeten die Verbreitung der Ruhr an. Der Lagerkommandant rief die Männer zusammen, die noch bei Kräften waren, und befahl ihnen, die Toten

zusammenzutragen. Weil in jenen Herbstmonaten Hunger und Typhus im Lager von Islahiye über sechzigtausend Opfer gefordert hatten, ordnete der Kommandant an, die Toten einige Tage lang am Rande des Lagers liegen zu lassen, bevor sie begraben wurden. Denn draußen im Wind trockneten die Leichen aus und schrumpften, so dass sie weniger Platz einnahmen und die Massengräber mehr fassen konnten.

Dann rückten sie ihre Zelte näher aneinander, so dass die Plünderer, vor allem Beduinen aus den umliegenden Dörfern, nicht mehr zwischen den Zelten hindurchschlüpfen konnten. Denn sie fürchteten sich nicht voreinander, Geld oder Gold stahl aus den Reihen der Deportierten niemand, man hätte damit auch nichts anfangen können. Und was man hätte begehren können, Mehl, Zucker oder Trockenfleisch, hatte längst keiner mehr. Die Tiere suchten an den Mauerrändern oder zwischen den Trassenführungen nach Grasbüscheln. Die innerlich vom Typhus zerfressen wurden, kauerten gekrümmt auf dem Boden und warteten auf den Tod. Die anderen kauten gemächlich die Stückchen krümeligen Brotes, die ihnen von den durchgaloppierenden Pferden herab zugeworfen worden waren.

Nun geschah etwas gleichermaßen Rätselhaftes und Grausames: Es schneite, und sie stürzten mit offenen Handflächen aus ihren Zelten hinaus. Es steckte noch so viel Leben in ihnen, dass die Flocken in ihren Handhöhlen schmolzen und sie die Tropfen von den Fingern lecken konnten. Dann, als sie sahen, dass der Schneefall heftiger wurde, warteten sie ab, ließen den Schnee auf dem Boden liegen, um ihn danach, ebenso wie die Hunde und Maultiere, vom Boden aufzulecken. Sahag begnügte sich noch länger als die anderen, denn er hatte gemerkt, dass der Schnee liegen blieb und wuchs, vor allem auf den Gesichtern der Toten, die noch kälter waren als der Boden.

Aber mit dem Schnee war auch ein grimmiger Frost gekommen, der den Boden gefrieren ließ, die Leintücher, aus denen die Zelte bestanden, in scharfe, schneidende Falten verwandelte, die Luft klärte, dem Gewusel aller Geschöpfe Einhalt gebot und auch die Miasmen wie Rauhref zu Boden sinken ließ. Die Menschen kauerten sich aneinander, aus mehreren Zelten kamen die Leute und drängten sich in einem größeren zusammen, und dort, wo es jemandem gelungen war, ein paar vereiste Stöckchen aufzutauen und damit ein Feuerchen zu entfachen,

gab es ein richtiges Gedränge, auch wenn es ihnen nur von weitem gelang, die ersterbende Flamme zu betrachten.

Die auf den Tod Dahinsiechenden waren vor Hunger so dürr geworden und vom Frost verzehrt, dass ihre Arme oder Beine krachend wie trockene Äste brachen, wenn man sie an den Armen oder Beinen zwischen den Zelten wegzerre.

Als der Schnee schmolz, wurden wieder Konvois gebildet. Der Himmel weichte auf, und der Regen begann. Die Wege verschlammten. Sie wickelten sich von den Leintüchern abgetrennte Streifen um die Füße, sonst wären ihre nackten Fußsohlen im Boden kleben geblieben, und die Leute hätten keine Kraft mehr gehabt, sie aus dem Schlamm zu ziehen. Im Nieselregen, der sämtliche Konturen verwischte, dauerte der neuerliche Weg fast eine Woche. Man konnte die Toten nicht mehr zählen, denn auf dieser nebligen Wegstrecke, wo man nur noch die bläulichen Dämpfe des eigenen Atems sehen konnte, war das vom Regen durchweichte Fleisch derer, die umkippten, ebenso weich und klebrig geworden wie der lehmige Boden. Die Nachfolgenden traten sie mit Füßen und vermengten ihr Fleisch wie in einem schwarzen Teig mit dem alles verhüllenden Schlamm der Wege. Der Regen aber hörte auch nicht auf, als sie angekommen waren.

BAB. DER DRITTE KREIS. Das Gelände mit den schwarzen Zelten erstreckte sich auf einem Streifen etliche Kilometer außerhalb des Ortes, damit der Zugang der Deportierten zur Stadt verhindert werden konnte. Auf dem lößhaltigen Boden hatte das mit Schnee durchmischte Wasser Tümpel gebildet und das gesamte Gelände in Morast verwandelt.

Sie kamen nicht dazu, ihre unterwegs umgekommen Gefährten zu zählen, denn selbst mit den nunmehr innerhalb ihres Lagers Gestorbenen kamen sie nicht mehr zurecht. Die Männer, die noch übrig geblieben waren, hatten sich in zwei Gruppen aufgeteilt. Die eine Gruppe trug die Leichen aus dem Lager und kümmerte sich um das Ausheben der Massengräber. Im dritten Kreis kostete es mehr Mühe, die Toten wegzutragen; ausgetrocknet wie der staubige Boden und mit vor Kälte leicht gewordenen Knochen, quollen sie vom Wasser auf, und ihre aufgeweichten Adern platzten, so dass sie rote Flecken bekamen, wie rohes Fleisch. Aufgedunsen und

deshalb kaum zu beugen, brauchten sie mehr Platz, und in dem klebrigen Boden mussten die Gräber größer angelegt werden.

Die zweite Gruppe Männer durchkämmte auf der Suche nach etwas Essbaren die Gegend, näherte sich der Stadt jedoch nur bis zu den Müllgruben und den ausfransenden Armenvierteln. Zumeist bestand ihre Beute aus toten Tieren. Einige von ihnen, die noch etwas flinker waren, warfen mit Steinen nach den Krähen oder jagten Hunde, die um das Lager strichen und nach Einbruch der Nacht auf der Suche nach unverfaultem Fleisch die eilig zugescharften Gräber aufwühlten.

So brach die Typhusepidemie aus. Sie traf zuerst die Kinder. Überzog ihr Wangen mit roten Flecken, die sich aufgrund der Entbehungen sehr schnell in offene Wunden verwandelten, in denen sich Blut und Fieberschweiß vermengten. Dann griff sie über auf die Mütter, die es nicht über sich gebracht hatten, ihre fiebrig zitternden Kinder nicht in den Arm zu nehmen. Allein der Frost hinderte die Seuche daran, sich auf alle auszuweiten. Aber dem gleichen Frost war es zuzuschreiben, dass es für die Erkrankten keine Rettung gab. Aus Furcht vor der Krankheit blieben die Soldaten auf Distanz, und nur noch selten wagten sie sich zwischen die Zelte, um in aller Eile etwas Brot in den Schneeregen zu werfen. Keiner dachte mehr daran, den Morast davon abzuwischen, und wer das Glück hatte, ein Stück zu erhaschen, rannte schnell davon, es mit denen in seinem Zelt zu teilen, oder er kauerte sich nieder, das Kinn auf der Brust, den Brotkanten umklammert und verschlang ihn unzerkaut, damit sich keiner mehr auf ihn stürzen und ihm etwas wegnehmen konnte.

Schier wahnsinnig geworden vor Mitleid mit den sterbenden Kindern, wagten sich vor allem Frauen ab und zu bis an den Rand der Niederlassung und baten um etwas zu Essen, suchten nach einem besseren Dach oder sauberen Tüchern. Sie wurden mit Steinwürfen und Stockschlägen vertrieben oder schlicht und einfach erschossen.

MESKENE. DER VIERTE KREIS. Damit sie Aleppo nicht zu nahe kämen, wo es wieder die Gefahr einer Verseuchung gegeben hätte, und angesichts der zunehmenden Feindschaft der Ortsansässigen sowie aufgrund der Eilverfügung von Djemal Pascha, die Deportierten fernzuhalten von der Eisenbahnlinie, umging der Konvoi den etwas begehbareren Weg durch Aleppo und Sebil und durchquerte

wildere Gegenden bei Tefridge und Lale. Ein kräftiger Mann hätte die Strecke zwischen Bab und Meskene in zwei Tagen bewältigen können, allerdings nur, wenn man annimmt, er habe sich eines geruhsamen Nachtschlafs in einer der Karawansereien erfreuen, er habe sich satt essen können und seine Maultiere hätten Wasserbeutel mitgeschleppt. Die aus Bab aufgebrochenen Konvois legten diese Wegstrecke bestenfalls in zehn Tagen zurück, mitunter kamen sie jedoch erst nach zwei Wochen an.

Der Konvoi war geschlossen aufgebrochen, bald jedoch und mit zunehmender Erschöpfung erstreckte er sich über beinahe einen Kilometer. Die Soldaten begnügten sich damit, auf sie einzuschlagen, verzichteten aber darauf, sie anzutreiben. Die mit der Peitsche oder mit Schlagstöcken Traktierten fielen auf die Knie, sie konnten nicht mehr schneller gehen. Sie wurden für widersetzlich gehalten und mit Stockschlägen auf den Kopf umgebracht, die Kugeln sparte man sich. Wo es sie traf, fielen sie bewußtlos in den Schnee, was den Tod bedeutete. Dann gaben sie auf, ließen sie so gehen, wie sie es vermochten. Die Erschöpften wurden beim Gehen immer langsamer und landeten am hinteren Ende des Konvois, es bereitete ihnen zunehmend Mühe, die Füße aus den Schneeverwehungen zu ziehen, und schließlich blieben sie reglos im Schnee stecken, die Beine zu steif, als dass sie ihre Knie hätten beugen können. So starben sie im Stehen, die Arme seitwärts gestreckt, hochgeweht vom Wind, wie schwarze vertrocknete Bäume. Die Fuhrwerke, die der Gouverneur von Aleppo wegen der großen Zahl unterwegs vergessener Leichen und der Seuchengefahr für seine Stadt dem Konvoi hinterher geschickt hatte, fanden sie mitunter auch nach einigen Tagen noch aufrecht stehend vor, die Arme knackten erfroren im Wind. Anfangs erschraken die Totengräber. Dann rissen sie sie einfach aus dem Schnee, als handelte es sich um Stämme, deren Wurzeln weggefaut waren; sie sagten sich, die Erde sei all der Toten überdrüssig und habe beschlossen, diese stehend verenden zu lassen.

Sie schliefen in verlassenen Karawansereien, blieben mitunter zwei Tage, um sich ein wenig zu stärken. Aus Aleppo waren mit den Fuhrwerken für die Leichen ein paar Säcke mit Bulghur angekommen, eine Art geschälter und geschroteter Weizen, von dem jeder so viel bekam, wie in seine beiden zum Gefäß geschlossene Handflächen passte. In Tefridge und danach in Lale hatten sie von weitem zahlreiche

große Zelte gesehen, sie stützten sich auf Pfeiler, hatten Blechdächer, manche von ihnen sogar gemauerte Unterstände, so dass sie sich freuten, der Kälte zu entkommen. Aber man ließ sie nicht hin, sie durften sich bloß auf ein paar dutzend Meter dem Gelände nähern. Damit der Weg nach Meskene nicht mit Leichen übersät würde, hatten die Behörden beschlossen, solche Niederlassungen einzurichten und die Sterbenden dort zu sammeln. Um diese kümmerte man sich nicht mehr, in jedem der Zelte lagen fünfzehn bis zwanzig Personen, die man dort sterben ließ. Ihr Zustand war erbärmlich, sie waren nicht mehr in der Lage, sich von der einen auf die andere Seite zu drehen oder das Gesicht vor dem herumwuselnden Ungeziefer zu schützen. Sie starben so, wie man sie abgelegt hatte, oftmals mit offenen Augen, denn ihre Lider waren schmal geworden und zu vertrocknet, als dass sie sich noch hätten schließen können. Deshalb wurden diese Lager nur von wenigen Hütern bewacht, die keine Pistolen hatten, sondern Knüppel und Steine gegen die Hunde, Hyänen und Krähen, aber auch dabei ließen sie es an Eifer mangeln.

In Meskene, an der Grenzlinie des vierten Kreises, trafen die Konvois wieder auf den Euphrat, das bewegte Grab vieler Tausender Deportierten. An der Flussbiegung jenseits von Meskene wurden die Leichen aus dem Norden angeschwemmt, die von den Fluten noch nicht untergespült und von den Fischen gefressen worden waren. Mit Bootshaken wurden die Leichen ans Ufer gezogen. Weil der Boden gefroren war und es zu viele Leiber waren, als dass man mit Gräbern etwas hätte ausrichten können, wurden sie mit Petroleum übergossen und angezündet. Der schwarze Rauch war vom Lager bei Meskene zu sehen, so dass die Deportierten wussten, warum er so dicht, warum der Scheiterhaufen so nass war und nur ein beinahe ersticktes Glosen zustande kam; auch wussten sie, was im Fluss schwamm und gingen trotzdem ans Ufer, knieten nieder und tranken gierig von dem Wasser mit Leichengeschmack.

DIPSI. DER FÜNFTTE KREIS. Für gewöhnlich lagen Meskene und Dipsi nur gute fünf Stunden Fußmarsch auseinander. Der Konvoi benötigte aber knapp über zwei Tage. Zum ersten Mal begegneten ihre Schritte sandigen, die Wüste ankündigenden Landstrichen.

Die Fuhrwerke, welche die Toten und Sterbenden eingesammelt hatten, begleiteten sie nun nicht mehr. Ab und zu warteten die Totengräber, die die Leichen einsammelten, bis sich ein Wind erhob, der die Haufen zerlumpter und geschwärtzter Leiber mit Sand bedeckte. Die zwei Tage verliefen aber ruhig. Der Himmel hatte aufgeklart, der Wind sich gelegt. Die Leichen lagen am Wegrand, die meisten von ihnen waren von Tieren angefressen. Unter ihnen sterbende, erschöpfte, vor Hunger und Durst zusammengebrochene Frauen und Männer, Kinder, die nicht begriffen, was mit ihnen geschah, und an Steine oder vertrocknete Baumstämme gelehnt den Tod erwarteten. Die Bestrebung, aufrecht sitzen zu bleiben, war das letzte Aufbäumen gegen den Tod, denn sonst, am Wegrand liegend, hätte sie der Sand bedeckt und erstickt.

Das Lager, bestehend aus ein paar tausend Zelten, lag in einem Tal am rechten Ufer des Euphrat. Bei seiner Einrichtung an dieser Stelle – umringt von Hügeln – hatte man bedacht, dass sich die andauernden Todesmiasmen sowie die der Ruhr und des Typhus hier nicht so leicht ausbreiten konnten. Die Wegstrecke zwischen Meskene und Dipsi war kürzer als die zwischen Bab und Meskene, weshalb der Gouverneur von Aleppo an den Zwischenstationen keine Asyle für die Sterbenden mehr einrichten hatte lassen, die euphemistisch Hastahane, nämlich Spital, genannt wurden. Dafür wurde das gesamte Lager bei Dipsi Hastahane genannt, denn nach den zwei Tagesmärschen über sandige Wege und danach über schmale Gebirgspfade waren die ankommenden Konvois mehr als erschöpft. Und es hatte diesen Namen auch redlich verdient, schließlich starben in den paar Monaten, in denen das Lager als Konzentrationslager diente, darin mehr als dreißigtausend Menschen.

Das sogenannte Spital verfügte über keinerlei Medikamente, und es gab auch keinen Gesundheitsdienst, lediglich ein paar armenische Ärzte unter den Deportierten, die noch überlebt hatten und nicht mehr tun konnten, als die Krankheit zu benennen, falls diese nicht offensichtlich war, sowie die Tage bis zum Eintritt des Todes abzuschätzen. Das Lager bei Dipsi war eine der untersten Stufen bei dieser Initiation in den Tod, nicht so sehr aufgrund der großen Zahl derer, die hier ihr Ende fanden, als wegen der noch sehr viel größeren Zahl derer, die sich hier ansteckten

und andernorts verblichen, auf dem Weg nach Deir-ez-Zor, dem Ort, an dem auch die siebte Hülle des Todes fiel.

Nun war es März geworden. Die Regenfälle hatten aufgehört. Hin und wieder, abends oder am frühen Morgen ballte sich noch eine Wolkenwand zusammen. Für die Deportierten kam der Frühling schier unmerklich, sie schauten nicht mehr herum, und wenn, dann aus Angst, wegen des Pferdegetrappels oder der Flinten und Rufe der Beduinen. Sie schauten vor allem zu Boden. Und so entdeckten sie den Frühling. In der Gegend um Abuhanar, Hamam, Sebka und Deir-ez-Zor, wo die Bäume immer seltener wurden, kam der Frühling unerwartet, wenn die Grasbüschel mit ihren feinen und langen Fäden zu sprießen begannen. Anfangs wussten sie nicht, wie sie dieses Gras essen sollten, an seinen messerscharfen Rändern schnitten sie sich die Mäuler blutig und erstickten beinahe an den faserigen Halmen. Dann aber unterwiesen die Erfahreneren und Geduldigeren sie in der Fertigkeit des Gras-Essens. Man musste die Grashalme in der Hand zu einem Knäuel kneten, darüber ein bißchen Salz streuen, damit der Grasknödel sich anfeuchtete. Auch zerkaute man ihn nicht sogleich, man musste ihn mit so viel Speichel aufweichen, wie man in seinem ausgetrockneten Mund zusammenbekam, ihn dann ein paar Minuten im Mund behalten, so dass der ausgehungerte Mund ihn in eine Paste verwandeln konnte. Wenn kein Gras mehr zu finden war, riss Rupen die Wurzeln aus dem Boden und wusch sie im Wasser des Euphrat. Er zerschnitt sie in kleine Stückchen und weichte sie in Wasser ein, dann konnte man sie nach einigen Stunden essen.

Doch obwohl nichts mehr nach draußen drang, schrieben die Deportierten noch für sich selbst. Die Manuskripte, die aus dem Raum jener sieben Todeskreise stammen, wurden überall dort auf den Deportationswegen geschrieben, wo man ein Stückchen Holz finden konnte, einen Kilometerstein, einen Stamm mit weicher Rinde oder eine Mauer. Lange, bis Regen und Wind sie löschten, überdauerten armenische Wörter und Buchstaben in Steine oder Rinden geritzt. Die hier vorbeizogen, hinterließen Nachrichten für die ihnen Nachfolgenden. Und diese fügten ihre eigenen Worte hinzu, wenn noch Platz übrig war. In den Lagern zirkulierten Papierblätter, die sich die Menschen weiterreichten. Aus Angst vor Repressalien waren diese weder gezeichnet noch datiert. Es war auch nicht nötig. Die Wirklichkeit war – anders als der Schnee, der sich in Matsch, und der Schlamm, der sich in umhertreibenden

Staub verwandelte – unveränderlich. Die Nachrichten beschrieben die Zustände in jedem der Todeskreise.

RAKKA. DER SECHSTE KREIS. Der Weg dauerte länger als eine Woche. Tagsüber war es glühend heiß, aber die Nächte blieben bitter kalt. Die Leute gingen immer langsamer, schwankten. Diesen schlafwandlerischen Kolonnen, gleichgültig gegenüber ihren berittenen Antreibern und deren Peitschen, drohte wenigstens kein Überfall mehr durch irgendwelche bewaffneten Banden, sie konnten nicht mehr ausgeplündert werden. Nur wenn sie rasteten, näherten sich Araber und kauften mit Weizensäckchen Mädchen. Der Konvoi hielt sich am rechten Euphratufer und gelangte schließlich nach Sebka. Am gegenüberliegenden Ufer lag Rakka, die ihnen verbotene, von hier aus rätselhaft anmutende Stadt. Das Wasser des Euphrat konnte den Durst der Deportierten stillen. Aber die Chancen, etwas Eßbares aufzutreiben, waren äußerst gering. Ab und zu verteilten die Gendarmen von den durchgaloppierenden Pferden herab Behälter mit Lebensmitteln, die von den ausländischen Konsulaten oder aus christlichen Gegenden geschickt worden waren. Aufs Geratewohl dahingeworfen, wurde der größte Teil davon sinnlos verstreut. Die Leute zerrten an den Mehl- oder Zuckersäcken, und die Pulvermasse rieselte ihnen über die reißenden Fingernägel. Andere Hilfsgüter, etwa Kichererbsen oder Reiskörner, konnten nicht mehr gegessen werden, weil ihnen die Zähne fehlten. Die Leute verschlangen sie unzerkaut, aber ihr Magen konnte sie nicht mehr verdauen, er hatte mittlerweile diese Fähigkeit verloren oder aufgrund der Ruhr keine Zeit mehr dazu. Rupen ging nicht mehr auf die Jagd, Hunde gab es nur noch selten, und die Wölfe strichen im Rudel durch die Gegend. Und nicht selten hatten sie sich auf die im Müll Herumstochernden gestürzt und sie zerfleischt. Er ging mit den anderen die Toten einsammeln und beteiligte sich beim Ausheben der Massengräber, was nun leichter war, denn hier musste man nicht mit der Spitzhacke den festen oder klebrigen Boden aufhacken, es genügte, wenn man den Sand mit der Schaufel wegschippete, als hätte man eine Düne von einer Seite auf die andere verlegt. Etwas erschwert wurde diese Unternehmung dadurch, dass die Gräber sehr viel tiefer sein mussten, sonst hätte der Wind die Grabhügel weggeweht, und die Toten wären unbedeckt liegen geblieben.

An den Massengräbern betete niemand. Darin wurden vor allem die neuen Toten beigesetzt. Von den in abgelegene Gegenden geleiteten Konvois, wo sie leicht zu umstellen und niederzumetzeln waren, von den Konzentrationslagern bis hin zum Tod durch Erschießung, Verhungern, dem Ertränken in eiskaltem Wasser oder dem Verbrennen der lebendigen Moribunden – alle zur Ermordung der Armenier auf den Wegen Anatoliens von Konstantinopel bis nach Deir-ez-Zor und Mossul benutzten Methoden wurden später von den Nazis gegen die Juden angewandt. Allein, dass in den nationalsozialistischen Lagern die Gefangenen Nummern trugen, und diese makabre Zählung die Verbrechen am jüdischen Volk noch grausamer erscheinen ließ. Es sind nicht mehr Tote, die diese Vernichtungsaktion am armenischen Volk zurück gelassen hat, wenn man überhaupt Verbrechen solchen Ausmaßes durch Zahlen vergleichen kann, aber es sind ungezähltere. Die Namen, die wir kennen, sind die der Henker: Gouverneure, Lagerkommandanten, Paschas, Beys, Aghas und sonstige kleine Würdenträger. Die Opfer haben selten einen Namen. Niemals war der Tod, der von Kreis zu Kreis immer weitere Hüllen abwarf, näher an seinem eigenen Kern, niemals war der Tod namenloser.

Noch hat man keine Tradition entwickelt hinsichtlich der Anlage von Massengräbern. Auf welche Weise müssen die Gräber ausgehoben, wie sollen die Leichen hineingelegt werden, etwa die Männer unten, in die Mitte die Frauen und obenauf die Kinder, wie müssen die Leichen gewaschen, wie sie gekleidet werden, was für ein Gebet hat der Priester zu sprechen, und von welcher Art himmlischer Ruhe redet er, was für ein Kreuz wird gesetzt, wie viele Querbalken müsste dieses Kreuz haben, und was stünde eigentlich darauf. Nichts dergleichen. Jedes Massengrab hat sein eigenes Gesetz, und die einzige gemeinsame Eigenschaft ist die Eile, mit der Massengräber angelegt werden. Was jeden Gedanken an beständige Gewohnheiten zunichte macht, denn es gibt keine Tradition der Eile. Gräber bekommen einen Namen und werden geschmückt, damit die darin Beerdigten nicht gänzlich vergessen werden. Massengräber werden gemacht, damit die dort Hineingeworfenen so schnell wie möglich vergessen werden. Die Massengräber sind der schuldbeladene Teil der Geschichte.

Aus diesem Kern des namenlosen Todes habe ich sieben Kreise gezeichnet, deren Mittelpunkt Deir-ez-Zor ist. In dem von ihnen bezeichneten Raum, dessen weiteste und äußerste Linie durch Mamura, Diarbekir und Mossul führt, sind damals über eine Million Menschen gestorben, etwa zwei Drittel aller Toten des Genozids an den Armeniern. Wir wissen, dass sie dort waren, und dass von denen, die in die Todeskreise eingetreten waren und nicht islamisiert, als Sklaven verkauft oder für Harems weggegeben wurden, so gut wie niemand entkommen ist. Jeder konnte überall zu Tode kommen. Es gibt auf der ganzen Welt keine Armenierfamilie, aus der niemand, wie in einem Wirbel, in den Todeskreisen verschwunden ist. Mithin kannst du am Rande jedes Massengrabes beten und denken, es befinde sich jemand aus deiner eigenen Familie darin.

Rupen wusste, dass er etwas Gutes tat. Der Tod war für die Lebenden eine Zuflucht aus ihrer entwürdigenden Lage, und die Massengräber waren für die Toten eine Zuflucht aus ihrer peinlichen Lage. Aber es gab noch einen weiteren Grund, weshalb Krikor Ankut und ein paar kräftigere Männer beschlossen hatten, sich beim Abholen der Toten aus den Zelten und beim Ausheben der Massengräber zu beeilen. Vor ein paar Tagen hatten sie aus einem Zelt, in dem eine größere Familie wohnte, einen Toten ohne Gesicht herausgeholt. Lange betrachteten sie die Leiche mit dem wie von Ratten weggefressenen Gesicht. Aber im Lager gab es keine Schlupflöcher, also gab es auch keine Ratten. Sie begriffen es alle, aber sie sagten kein Wort, auch legten sie kein Schweigegelübde ab, denn sie spürten, dass niemand über so etwas Schreckliches erzählen würde. Als sich solche Anzeichen häuften, beschlossen die Männer, morgens und abends in den Zelten nachzusehen, damit keine Leiche zu lange dort bleibe.

Während die Deportierten nach monatelanger Plage und ständigem Hungern sich immer ausgemergelter fühlten, waren die Soldaten immer ausgeruhter, denn die Deportierten waren zunehmend einfacher zu bewachen, auch musste immer öfter gerastet werden. Und die Unverträglichkeit zwischen beiden Gruppen wurde noch dadurch verstärkt, dass die Deportierten immer weniger anhatten und zerlumpter aussahen, während die Uniformen der Soldaten stets wie neu funkelten und ihre Pferde aufgeputzt waren.

Diese Fähigkeit zu Selbstorganisation, so ungewöhnlich sie in einem Lager mit zerlumpten und todgeweihten Menschen auch erscheinen mochte, konnte in Sebka, wo es nur ein paar tausend Zelte gab, noch hingenommen werden, in Deir-ez-Zor aber, dem Mittelpunkt des siebten Kreises, wo die Deportierten nach Zehntausenden gezählt wurden, hätte sie gefährlich werden können.

Deshalb ließ der Kommandant eines Morgens verlauten, dass sich alle Männer zwischen fünfzehn und sechzig Jahren am Rande des Lagers zu versammeln hätten. Sie würden zur Arbeit geschickt werden, zu Terrassierungsarbeiten. Und sie würden selbstverständlich Essen und Trinkwasser erhalten. Sie traten aus den Zelten, einige mit der Vorstellung, sie würden verschont werden, wenn man ihrer bedarf und sie zur Arbeit heranzieht. Andere traten zögerlich heraus und erst als die Vorsteher sie ermahnt hatten, man würde Reiter schicken und sie aus den Zelten scheuchen. Wieder andere, wie Rupen, reihten sich gleichgültig ein. Seit er Engelsjäger geworden war und ihn die Farbe des Gefieders gleichgültig ließ, es nur noch um das faserige Fleisch darunter ging, herrschte eine große Leere in ihm, er lebte nur noch, um seine Kinder zu beschützen. Deshalb auch hielt er Sahag zurück, als dieser im Glauben, er könnte mit seinen vierzehn Jahren in die Reihe der Männer aufgenommen werden, hinter ihm aus dem Zelt schlüpfte und verpasste ihm zwei Ohrfeigen rechts und links, die den Jungen verblüfften, aber seinen Drang besänftigten.

Manch einer hatte sich vorgenommen, sich zu verbergen. Etwa der Mann der Frau aus dem Nachbarzelt, mit denen sie sich angefreundet hatten. Zusammen ergaben sie ein Ganzes, und deshalb konnte ein jeder der beiden, der Mann und die Frau, die Gestalt des anderen annehmen. Beim Zusammenstellen der Konvois erregte Năluță, schmale Hüften und entsprechende Brüste, in Männerkleidern niemals die Aufmerksamkeit der Soldaten und konnte sich stets vor denen verbergen, die nach Frauen suchten. Und der Mann, schlank und mit bartlosem Kinn, die Haare in der Wildnis gewachsen, zog Frauenkleider an und erwartete atemlos die Inspektion der Zelte. Aber die gab es nicht. Als die Männer aufgereiht und gezählt waren, beschloss man, dass fünfhundert eine zufriedenstellende Zahl sei und gab den Befehl zum Aufbruch.

Ohnehin wurde der Männeranteil in den Konvois vermindert. Während sie nach Deir-ez-Zor zogen, waren die Männer das bevorzugte Ziel kriegerischer Angriffe. Mitunter wurden die Konvois von Anfang an zur Fehlervermeidung in Männer und Frauen aufgeteilt; die Männer wurden unterwegs aus Hinterhalten heraus von Kriegerbanden angegriffen oder gleich von den Soldaten erschossen, die sie eigentlich hätten beschützen müssen. Somit bestand der größte Teil der Konvois aus Frauen, Kindern und Alten. Letztere starben fast alle, weil sie mit den anderen bis nach Sebka nicht Schritt halten konnten. Manche der Konvois, vor allem die aus dem Westen, hatten bis hierher tausend Kilometer zurückgelegt.

Die zwei nicht im Zorn, sondern aus Verzweiflung verabreichten Ohrfeigen waren die letzte Erinnerung Sahags an seinen Vater Rupen Şeitani. Die Männer wurden nach Süden geführt, auf die syrische Wüste zu, und erschossen. Und der Tod kehrte zurück, alles überwindend legte er sich wie ein Tümpel aus grüner Seide über das Lager.

DEIR-EZ-ZOR. DER LETZTE KREIS. Der Konvoi bestand hauptsächlich aus irgendwelchen Schemen. Sie wirkten leicht, als wehte sie eben der Wind herbei, ein Vogelschwarm, der sich soeben herabsenkt, und nicht eine Menschenkette. Die fremden Reisenden, denen es gelungen war, sich den Konvois anzunähern oder ihnen nachzufolgen, haben auf ihren Fotos die erschöpft am Wegrand den Tod Erwartenden abgebildet; auf der Wegstrecke nach Deir-ez-Zor zeigen diese Fotos vor allem Kinder. Der Weg in den siebenten Kreis war eine Art Kinderkreuzzug, den das Schicksal aller unbewaffneten Kreuzzüge erwartete. Die Kinder auf jenen Fotografien sind nur noch Skelette, ihr Körper ist geschrumpft, der Bauch eingefallen, die Rippen schießen wie Stahlbogen über der Bauchhöhle hervor, Arme und Beine sind stockdünn, die Köpfe unverhältnismäßig groß, ebenso die Augenhöhlen, aus denen die Augäpfel hervorquellen oder in der Tiefe des Schädels versinken. Die Kinder schauen ausdruckslos oder verwirrt und wie von einer anderen Zone her, sie strecken keine Hände mehr aus, verlangen nichts. In ihren Augen ist kein Hass, sie haben noch nicht lange genug gelebt, als dass sie verstehen und verurteilen könnten. Auch ist da kein Verlangen mehr, denn sie haben vergessen, was Hunger ist, keine Traurigkeit; denn sie haben die Freuden der Kindheit nicht

erlebt, kein Vergessen, denn sie haben keine Erinnerungen. In ihren Augen sitzt das Nichts, die halboffene Fensterluke hinüber in ein anderes Gefilde.

Der Zusammenbruch einer Frau war auch das Todesurteil für ihr Kind. Meistens blieb es bei der Mutter sitzen, und sie erwarteten beide ihr Ende. In Angst und Schrecken bemerkte Hermine die roten Flecken im Gesicht des Mädchens. Aufgrund der Hitze wurden die Flecken rasch größer. Das Kind um die Schultern an sich drückend, schritt Hermine mit Tränen in den Augen voran. Sahag wollte ihr beistehen, aber seine Mutter ließ ihn nicht in ihre Nähe, wollte ihn vor der Krankheit bewahren. Auch berührte sie ihn nicht mehr, nur wenn er schlief betrachtete sie ihn genau, suchte mit angehaltenem Atem nach Krankheitssymptomen.

Manchmal meinte sie bestürzt, solche entdeckt zu haben. Dann aber atmete sie wiederum erleichtert auf, es waren bloß Staubflecken, die vom Schweiß angefeuchtet die Farbe getrockneten Blutes angenommen hatten. Sie umarmte ihn nicht im Schlaf, streichelte nur ihr Mädchen, auch kümmerte es sie nicht, dass sie selbst erkranken könnte, im Gegenteil, der Gedanke daran, das Kind in jener anderen Welt alleine lassen zu müssen, entsetzte Hermine. Da sie nicht wusste, wie sie ihre Tochter heilen könnte, betete sie darum, zusammen sterben zu dürfen.

Die Strecke von Sebka nach Deir-ez-Zor war die längste und furchterregendste von allen. Beinahe hundert Kilometer Fußmarsch. Weil die Hitze auch den berittenen Soldaten zu schaffen machte, die neben den Konvois in ihren Sätteln dösten, während sich die Deportierten mit im glühend heißen Sand verbrannten Füßen noch eben so dahinschleppten, wurde beschlossen, nachts weiterzugehen, tagsüber rasteten sie am Flussufer, wo ab und zu eine kühle Brise heranwehte. Die wenigen verbliebenen Männer improvisierten Zelte zum Schutz vor der vernichtenden Hitze. Den einen oder anderen packte der Irrsinn im Schlaf: Sie zitterten, schlugen um sich und mussten mit kräftigen Hieben geweckt werden, damit sie nicht im Schlaf erstickten. Andere wurden im Wachzustand irre, brachen plötzlich aufs Geratewohl auf, aber ihr Weg endete recht bald, denn sie hatten die Fähigkeit verloren, auf der Hut zu sein, und wurden von Kugeln niedergestreckt.

Das Lager befand sich auf dem rechten Euphratufer. Diesmal zählten die Zelte nach Zehntausenden. Deir-ez-Zor war der letzte und am weitesten östlich gelegene

Ort, an dem man noch solch ein Lager unterhielt. Von Deir-ez-Zor aus gab es keinen Rückweg mehr in diese Welt.

Deshalb bekamen die Deportierten nichts mehr zu Essen. Da die Vegetation spärlich war und sich die Zahl der Männer, die von den Leichen angelocktes Wüstengetier hätten erlegen können, verringert hatte, wurde der Hunger unerträglich. Die Menschen waren so geschwächt, dass sich die Krankheiten sehr viel langsamer ausbreiteten, denn der Organismus hatte keine Kraft mehr, eine Krankheit anzunehmen. Die Typhuskranken bekamen kein Fieber mehr, denn sie konnten keine Antikörper mehr ausbilden. Angesichts des Hungers hatten sich die anderen Krankheiten zurückgezogen und es ihm allein überlassen, in die Bäuche zu beißen, die Haut von den Knochen zu ziehen und die Leiber von innen her auszutrocknen.

Auch gab es immer weniger Zwischenfälle. Nachdem die Lagerleitung die Gruppe um Levon Şaşian enttarnt hatte, die nicht bloß die lebenden Nachrichtendienste zwischen den Lagerorten mit der Schrift auf der Haut der Waisenknaben organisiert hatte, sondern auch ein bescheidenes Versorgungssystem mit Medikamenten und Lebensmitteln sowie das gleiche System zur Beerdigung der Leichen im Rhythmus des Sterbens wie in Sebka, nachdem all dies entdeckt worden war, hatte man Levon Şaşian aus dem Lager geholt, und der Lagerleiter persönlich, Zeki Pascha, hat ihn bestialisch ermordet. Jede Form der inneren Organisation des Lagers wurde unterdrückt, und auf diese Weise war nach Meinung der Soldaten jede Gefahr einer Revolte verschwunden. Das Lager versank in Lethargie. Die Angst der Soldaten vor einer Revolte mag als unbegründet erscheinen, zumal sie bestens ausgestattet waren, ausgeruht bis zur Langeweile und bis an die Zähne bewaffnet, während die Deportierten nur noch Skelette waren, zerlumpt und zögerlich dem Todestaumel hingegeben. Die Soldaten aber hatten sich tatsächlich gefürchtet, ebenso die Behörden in Aleppo und Deir-ez-Zor. Die Soldaten hatten gegen andere Soldaten zu kämpfen gelernt, und ihre Waffen waren angefertigt worden, damit sie bedrohlich auf Feinde wirkten, die sich vor dem Tod fürchteten. Noch waren keine Waffen erfunden worden, die geeignet gewesen wären, jene zu beeindrucken, die sich vor nichts mehr fürchteten. Ausgemergelt und von Hunger zerfressen, war den Deportierten nicht bewusst, dass eben die Hinnahme des Todes eine Macht bedeutete, die zurecht

gefürchtet wurde. Obwohl diese Kraft der Furchtlosigkeit vor dem Tod in jedem neuen Kreis zunahm, war der Weg durch die sieben Kreise des Todes von keiner Revolte begleitet. Der Weg der Konvois bedeutete vielmehr Todeserwartung. Der durch das Lager irrende Tod war einer von ihnen geworden, er war eines der Opfer in den Kreisen von Deir-ez-Zor.

Und nach draußen drang er nur als ein stummes Gemurmel. Ein deutscher Reisender, dem es gelungen war, die Deportierten in Deir-ez-Zor zu sehen, war zutiefst verstört, nicht etwa von den offensichtlichen Dingen, die seine Fotos in aller Schrecklichkeit aufzeigen, sondern von einem Detail – an diesem grausamen Ort hatte er keine weinenden Menschen gesehen. Besser gesagt, er hat das nicht gesehen, was man für gewöhnlich unter einem weinenden Menschen versteht, das heißt, er hat keine Tränen gesehen.

Auch ist es nicht wahr, dass die Leute nicht weinten. Aber sie weinten anders. Wer noch die Kraft hatte, aufrecht zu sitzen, wiegte sich in den Hüften, die anderen weinten mit weit geöffneten Augen gegen den Himmel. Aber das Weinen war eine Art ununterbrochenes Stöhnen mit tiefer Stimme, das aus Tausenden von Brustkörben quoll und sich wie ein Generalbass anhörte. Das Weinen war kein Tränenfaden über der Wange, sondern ein Ton. Weil dieser Generalbass endlos dahinfloss und sich auf die Umgebung eingestimmt hatte, wirkte er wie das Rauschen des Windes zwischen den Dünen oder das Dahinfließen des Euphrat und hörte keinen Augenblick lang auf, bis die letzten Konvois aus Deir-ez-Zor auf die Plateaus geführt worden waren, auf denen die Deportierten umgebracht wurden. Dieses trockene Weinen ersetzte die Gebete ebenso wie Verwünschungen, Schweigen und Bekenntnisse, und manch einem ersetzte es auch den Schlaf. Viele schliefen auf diese Weise weinend ein, andere starben mit diesem Weinen, und das Weinen vibrierte in der erstarrten Brust weiter, wie in einer Orgelpfeife. Ich hörte dieses Weinen, wenn Großvater Setrak sich im Garten im Schaukelstuhl wiegte und murmelte und wenn Großvater Garabet sich in seinem Zimmer eingeschlossen hatte und mit dem Geigenspiel aufhörte.

Als das Zeichen gegeben wurde, begannen sich die Konvois wieder zu formieren. Ein Teil wurde nach Osten geleitet, auf Marat und Suvar zu. Die anderen zogen gegen Westen und schlugen den Weg nach Damaskus ein. In beiden Richtungen wartete die gleiche Lösung. Wenn sie ein Plateau erreicht hatten, das die Vorhut für passend hielt, entfernten sich die Soldaten, umzingelten den Konvoi und schossen mit ihren Gewehren von allen Seiten. Wenn niemand mehr auf den Beinen war, pflanzten sie die Bajonette auf, zogen ihre Krummschwerter und gingen zwischen den Leibern hindurch, dabei metzelten sie alle nieder, die nicht von den Kugeln getroffen worden waren. Die Konvois bestanden aus dreihundert bis fünfhundert Personen. Ihr Schicksal war stets das gleiche, manchmal aber überließen die Soldaten die Arbeit den Beduinen und begnügten sich am Ende mit der Inspektion, um sich zu vergewissern, dass die Sache ordentlich erledigt worden war.

Hier aber, unter den Menschen, kamen stets, wenn ein paar hundert Leute in Konvois den Weg Richtung Suvar oder Damaskus eingeschlagen und auf die zu Hinrichtungsstätten verwandelten Plateaus geführt worden waren, vom Westen her andere Konvois an und stiegen herab in den letzten Kreis des Todes. In jenem Juli des Jahres 1916 wurden Massen von Leuten aus dem Lager geschafft, andere Massen gesellten sich hinzu, und trotz dieses ständigen Kommens und Gehens blieb sich das Lager von Deir-ez-Zor gleich, als bewegte sich überhaupt nichts. Ringsum war die Gegend voller Gebeine. Die letzte Grenze war überschritten. Die Lebenden boten sich den Toten an und machten deren Beerdigung zur einzigen Beschäftigung, die sie noch hatten. Die Toten boten sich den Lebenden an und wärmten sie wie Kleidungsstücke in den froststarrten Nächten, auch dienten sie jenen, die vor Hunger den Verstand verloren hatten, zur Kommunion.

Im *Buch des Flüsterns* hat jedes Aroma, jede Farbe, jedes Aufblitzen von Verrücktheit seinen eigenen Magier. Wegweiser durch die verschiedensten Gefilde, Magier der Karten, war Micael Noradunghian. Die anderen saßen um ihn herum und schauten mit weit aufgerissenen Augen zu, wie sich unter seinen Händen die Kontinente ausbreiteten. Weise und schweigsam saß mein Großvater da, wie die Karten bewies auch seine Haltung, dass es jenseits des heillosen Durcheinanders der Zeitläufte einen bestimmten Sinn geben musste. Anton Merzian vergaß,

seine Fragen zu stellen, und im Angesicht der Karten, wo alle ihren Platz fanden, musste er auch mit Krikor Minasian nicht mehr streiten. Ștefănuță Ibrăileanu, Măgârdici Ceslov, Agop Aslanian, Vrej Papazian, Ovanes Krikorian und alle anderen traten scheu heran, ließen sich auf dieses neue Bethlehem zu geleiten, wo sich die Erlösung in Gestalt einer Karte präsentierte. Von diesem Wunderding verzückt, schaute Sahag Șeitanean. Es waren die einzigen Augenblicke, da er sich innerlich entspannt mit Yusuf versöhnte.